

3 Wissen als Praktik: Vom Wissen zu wissen

Während in den vorangegangenen Kapiteln das generelle sozialtheoretische Feld und die Wissenschaftstradition abgesteckt wurden, denen sich meine theoretische und empirische Arbeit und dieses Buch verpflichtet sieht, soll in diesem Kapitel näher darauf eingegangen werden, wie in diesem Feld und in dieser Tradition der zentrale Begriff Wissen gefasst wird. In der diesbezüglich zum Teil sehr heterogenen Literatur – heterogen nicht nur hinsichtlich der Differenzen zwischen praxistheoretischen Arbeiten einerseits und der kultursoziologischen Wissenschaftsforschung andererseits, sondern auch hinsichtlich der hohen Heterogenität innerhalb der jeweiligen Forschungsansätze – ist der Begriff Wissen durchgängig als zentrales Element gesetzt, wobei das ausgedrückte Verständnis nicht unwe sentliche Unterschiede und Überschneidungen aufweist. Von Bedeutung ist der Begriff Wissen auch in meiner empirischen Fallstudie der Erhebung der OeNB zum Vermögen in Österreich. So waren die involvierten Forscher*innen nicht nur mit der Aufgabe konfrontiert, das im Studium erworbene Wissen in die Forschungspraxis umzusetzen, sondern auch herausgefordert, sich neues Wissen in der Praxis selbst aneignen zu müssen, um erfolgreich die Erhebung durchführen zu können. Darüber hinaus bestand ein selbst gestecktes Ziel der Vermögenserhebung darin, Wissen in Form von Zahlen und Statistiken über die österreichische Gesellschaft zu generieren.

Im folgenden Kapitel werde ich diskutieren, welche Bedeutung die Vorstellung von Wissen in den praxistheoretischen und den entsprechenden Ansätzen der Wissenschaftsforschung einnimmt und wie sie sich darüber von anderen Ansätzen abgrenzen. Beginnend mit einem kurzen Abriss zu wissenschaftlichem Wissen im normativ-positivistischen Verständnis von Wissenschaft über die Abgrenzung von kulturtheoretischen Auffassungen folge ich der Argumentation der Praxistheorien, die davon ausgehen, dass Wissen ein Element von Praktiken und damit untrennbar mit ihnen verknüpft werden

muss. Diese Perspektive hat Konsequenzen sowohl für das Verständnis über die Vorgänge im Bereich der Wissensproduktion als auch für die Frage, wie wissenschaftliches Wissen überhaupt so etwas wie Relevanz oder Bedeutung für sich in Anspruch nehmen kann. Wie erhält es Relevanz bzw. Bedeutung und wie kann es außerhalb des wissenschaftlichen Feldes Wirkung zeigen? Oder – um auf John Laws Formulierung zurückzukommen – wie produziert und beschreibt Wissenschaft in ihren Praktiken die Realität (2004, 13)?

3.1 Abgrenzung und Eingrenzung

Besonders zwei prominente Vorstellungen von wissenschaftlichem Wissen werden von Vertreter*innen der ANT und der kultursoziologischen Ansätze der Wissenschaftsforschung (siehe dazu z.B. Knorr-Cetina 1995) zur Abgrenzung herangezogen (bzw. konstruiert). Das sind zum einen Vorstellungen, die auf einem normativ-positivistischen Verständnis von Wissenschaft basieren, und zum anderen der Ansatz der relativistischen Wissenssoziologie des *strong programme* (Knorr-Cetina 1991, 53). Wissenschaftliches Wissen sei für erstere das Ergebnis einer systematisch-methodischen Suche nach der Wahrheit oder Annäherung an die Wahrheit über die Welt (siehe z.B. Sokal 2001, 15). Wissenschaftliches Wissen bilde in diesem Sinne Realität durch Systematik und wissenschaftliche Methodik objektiv ab und sei damit anderen Wissensformen (z.B. Alltagswissen, Laienwissen) überlegen (siehe z.B. Diekmann 2003, 23f). Diese Objektivität solle durch eine vom subjektiven, sozialen oder politischen Einfluss¹ befreite Anwendung genereller Regeln, die von der zu erfassenden Realität vorgegeben werde, gewährleistet werden.

Das dabei vertretene Idealbild von Wissenschaft möchte Wissen losgelöst von jeder Lokalität (Haraway 1991) verstanden wissen. Diese normativ-positivistische Vorstellung von Wissenschaft und Wissen stelle nach John Law die wissenschaftliche Aktivität einer spezifischen Auffassung von Realität gegenüber. Einer Realität, die als da draußen (*out-therness*) beschrieben wird,

¹ Die Immunisierung von Wissenschaft gegenüber politischem Einfluss war auch das Ziel Mertons institutioneller Imperative der normativen Struktur der Wissenschaft. Politische Immunität könne nur gewährleistet werden, wenn die Wissenschaften und ihre Einrichtungen sich einem Universalismus, »Kommunismus« (Kommunalität), Uneigennützigkeit und organisierten Skeptizismus verschreiben (siehe Bucchi 2004, 17f).

als unabhängig von den Aktionen und der Wahrnehmung der Wissenschaftler*innen und unabhängig von den Instrumenten, als allen Aktionen vorzeitig, als mit einer eindeutigen Form und eindeutigen Beziehungen versehen, als überall gleich (singulär), als passiv, als konstant und daher und schließlich als universell (Law 2004, 23f, 145). Eine Realität, die für rationalistische, positivistische Erklärungen geeignet sei, oder die für diese Erklärungen geeignet gemacht werde. Dem setzen die hier besprochenen Ansätze entgegen, dass Wissenschaft die Welt, die sie erklärt, selbst erst erschaffe oder erschaffen müsse.² Realität könne damit nicht zur Bestätigung, Validierung oder Richtigstellung wissenschaftlichen Wissens herangezogen werden.

Was das generelle sozialtheoretische Verständnis von Wissen betrifft, konzentriere ich mich hier nur auf die kulturtheoretischen Perspektiven und verstehe sie als Gegenangebot zu Erklärungen und Theorien, die nach Reckwitz (sie u.a. 2002, 245; 2004, 117ff) idealtypisch in solche Ansätze unterteilt werden können, die einerseits dem zweckorientierten Modell des *Homo oeconomicus*, andererseits dem normorientierten Modell des *Homo sociologicus*³ folgen. Kulturtheorien stellen einen Ansatz dar, in dem Wissen und kollektive Wissensordnungen als für das Handeln konstitutiv angesehen werden (2004, 146). Sie seien weder durch Normen vorgegeben noch von Individuen kontinuierlich erzeugt. Stattdessen sei das Soziale, die soziale Ordnung oder seien soziale Prozesse »embedded in collective cognitive and symbolic structures, in a ›shared knowledge‹ which enables a socially shared way of ascribing meaning to the world« (Reckwitz 2002, 246).

2 Diese Darstellung der rationalen Vorstellung von Wissenschaft und Wissen hat Vertreter*innen der ANT und der kultursoziologischen Ansätze der Wissenschaftsforschung zumindest in der amerikanischen wissenschaftlichen Gemeinschaft einige aktivistische und in ihren argumentativen Waffen zum Teil kreative Gegner*innen beschert. Einer der aktivsten Gegner, Alan D. Sokal, sieht in dieser Art von Wissenschaftsforschung, sie ihren legitimen Zuständigkeitsbereich verlassen und Themen für sich beanspruchen, über die sie seiner Meinung nach nichts sagen könne: »Yet some sociologists and literary intellectuals over the past two decades have gotten greedier: roughly speaking, they want to attack the normative conception of scientific inquiry as a search for truths or approximate truths about the world; they want to see science as just another social practice, which produces ›narrations‹ and ›myths‹ that are no more valid than those produced by other social practices; and some of them want to argue further that these social practices encode a bourgeois, Eurocentric, or masculinist worldview.« (Sokal 2001, 15)

3 Also eine ähnliche Abgrenzung, wie sie auch Schatzki (2002, XIff) für sein Verständnis der Praxistheorie und *social ontology* vollzogen hat, nur unter anderen Bezeichnungen.

Diese Hinwendung zu Wissensordnungen als sinngenerierendes generiertes Element⁴ sei nach Reckwitz allen kulturtheoretischen Ansätzen zu eigen. Sie unterscheiden sich allerdings darin, wie und wo sie diese Wissensordnungen ansiedeln. Die von Reckwitz als Mentalismus bezeichneten Kulturtheorien können weiter unterteilt werden in strukturalistische (z.B. Claude Lévi-Strauß) und subjektivistische oder phänomenologische (z.B. Alfred Schütz) Kulturtheorien. Sie fassen Wissen als mentale Struktur, als im Gehirn der Akteur*innen befindliche kognitive Struktur oder Interpretationsakte auf⁵ (Reckwitz 2002b, 247f). Dieser Verortung entgegen stehe der Kultur-als-Text-Ansatz, bei dem Wissen nicht innerhalb, sondern außerhalb kognitiv-mentaler Strukturen verortet werde, in Texten und Symbolen und deren Materialität. Reckwitz fasst darunter so unterschiedliche Ansätze wie Foucaults Diskurstheorie, Geertz' »symbolic quality of material objects, including events of behaviour« (Reckwitz 2002, 248) oder Luhmanns Verständnis von Kommunikation als autopoietisches System. Inhärennt sei allen drei Konzepten die Distanz und Ablehnung mentalistischer Auffassungen von Wissen. Was aber den mentalistischen mit dem Kultur-als-Text-Ansatz verbinde, sei die Tendenz zum Intellektualisieren des Sozialen, weil sie ihren Fokus auf bestimmte zentrale Elemente legen würden, nämlich Verstand, Text, Kom-

4 Um Anknüpfungen zu Schatzkis Konzeption herauszuheben, sei ergänzt, dass er zwar seltener von *knowledge* spricht und bevorzugt den Begriff *understanding* verwendet (z.B. im Sinne von *shared understanding* oder *practical understanding*), aber ähnliches meint. So ist für Schatzki der Handlungssinn ebenfalls ein zentrales Element, um Kontext, Individuum, Praktiken und Materialität konzeptuell verknüpfen zu können (2002, 75ff).

5 Konopásek sieht in der üblichen Selbstbeschreibung der qualitativen Sozialforschung eine problematische Dominanz dieses mentalistischen Zugangs, besonders in Fragen der Analyse (empirisch) generierten Materials. Sie vernachlässige die verkörperlichten Praktiken, das Eingebundensein und die Abhängigkeit von einer materiellen Umgebung. Eine Konsequenz dessen besteht für Konopásek darin, dass qualitative Texte mitteilsam in Bezug auf Datengenerierung, Feldarbeit und Forschungsethik seien. Gehe es aber um die Analyse des generierten empirischen Materials, würden ihnen die Worte ausgehen. Das lasse ungewollt Platz für Vorstellung von Datenanalyse als »performance of ›pure reason‹. [...] There seem to be no intermediaries here, just the lucid mind of the researcher contemplating the data. And it is the mind that is responsible for deduction, induction, generalization, conceptualization, comparison – as basically mental operations« (2008, 2).

munikation und Ratio.⁶ Die Praxistheorie verstehe sich als Alternativangebot dazu.

Für die praxistheoretischen Ansätze sei Wissen weder eine mental-kognitive Aktivität noch gelte es, Wissen in Texten und Symbolen zu suchen. Wissen sei ein Element der Praktiken, die selbst Bedingung für Wissen seien und gleichzeitig Wissen bedingen. Ohne eine allgemeingültige Definition anbieten zu wollen, umschreibt Reckwitz (2002, 249f) Wissen als etwas, das gefasst werden könne als Art eines Verständnisses⁷ etwas zu tun, als Erfahrung und als motivierendes Wissen. Dieses Wissen in der Art eines Verständnisses sei mit Elementen wie Körper, Verstand, Ding oder Gefühlszustand⁸ untrennbar verwoben. Sie formen als routinisierte, verkörperte, vergeistigte und verdinglichte Aktivitäten Praktiken.

Dieses Wissen gehe allen Handlungen voraus. Es sei implizit und historisch-kulturell spezifisch. Es fasse Handlungen überhaupt erst als Teil von Praktiken zusammen, generell und für die Träger*innen selbst. Reckwitz betrachtet es als notwendig kollektives, geteiltes Wissen. Indem sie Praktiken ausführen und übernehmen würden sich die Träger*innen auch die Art der

- 6 Eine umfassende Kritik am Intellektualismus seiner Kolleg*innen, der zur Überbetonung von Ratio, Texten und Sprache führe, formulierte Bourdieu (1993) in *Sozialer Sinn*. Hirschauer hat diese Kritik später wieder aufgegriffen und an Luhmanns *Grand Theorie* beispielhaft durchexerziert (Hirschauer 2008, 170ff).
- 7 Schatzki beschreibt dies als praktisches Verständnis recht anschaulich: »By ‚practical understandings‘ I mean certain abilities that pertain to the actions composing a practice. Above all, three such abilities are germane to practices: knowing how to X, knowing how to identify X-ings, and knowing how to prompt as well as respond to X-ings« (2002, 77).
- 8 Eine unerwartete und wie ich vermute unbeabsichtigte Untermauerung dieses Ansatzes bietet Adrian Melott in seinem der konstruktivistischen Wissenschaftsforschung kritisch gegenüberstehenden Beitrag zum *sokal hoax*: »Science study descriptions of working science seem mostly to ignore nature. While the interactions described are mostly between people, the raw stuff (rocks, fish, stars) would dominate much of our work experience. We feel nature guiding us—sometimes gentle hints or a whack on the head. This core experience, so central to everything, is usually absent or, when present, looks like a parody (as in Latour)« (Melott 2001, 31). Abgesehen davon, dass er Latours Berücksichtigung dieser Elemente nicht ernst nehmen könne, finden sich in diesem Ausschnitt viele der Elemente, für die sich die Praxistheorie in der Erklärung unterschiedlichster Phänomene starkmacht und interessiert (z.B. Emotionen, Verstand, Dinge, Artefakte). Diese Elemente sind den von Melott vertretenen normativ-positivistischen Ansätzen in ihren Erklärungsangeboten jedoch eher fremd oder, z.B. wenn es um Emotionen geht, werden diese sogar als Störungen und Hindernisse angesehen.

Praktiken aneignen, die Welt zu verstehen oder zu interpretieren, aber auch deren Erfahrungswissen, Intentionalität, also das, was gewollt und was vermieden werden soll, sowie eine für die Praktiken spezifische Emotionalität (Reckwitz 2002, 253f).

Diese Abkehr von einer intellektualisierenden Auffassung von Wissen als mentale kognitive Fähigkeit und Eigenschaft oder als ein ausschließlich in Texten, Symbolen oder Kommunikation Aufzufindendes, ermögliche, bezogen auf die zu berücksichtigenden Elemente, eine dynamischere, dezentrale-re und gleichzeitig lokalere und situationsbezogenere Auffassung von Wissen. Was dieses Wissen sei, welche Form es annehme und seinen Inhalt, sei eine empirische Frage. Dementsprechend besteht für Reckwitz eine der Hauptaufgaben sozialtheoretischer Auseinandersetzungen und Konzeptionalisierungen auch hauptsächlich darin, ein bestimmtes Vokabular zur Verfügung zu stellen, das als sensibilisierender Rahmen für empirische Unterfangen genutzt werden könne, um bestimmte Arten sozialer Phänomene wahrzunehmen und zu analysieren.⁹

Besonders in der Organisationsforschung wurde diese Auseinandersetzung mit einem praxistheoretischen Verständnis von Wissen weitergeführt und vertieft. Und trotz aller unterschiedlichen Themensetzungen in den verschiedenen Arbeiten der Organisationsforschung weisen die praxistheoretischen Ansätze dabei ein charakteristisches Vokabular und Schreibstil auf, wie Nicolini, Gherardi und Yanow (2003, 19f) hervorheben. Um den Fokus auf Prozesse und Praktiken herauszustreichen, zeichnen sie diese durch eine häufige Verwendung von Verben aus. Dieser Schreibstil entspricht der Vorstellung von Ordnungen und Praktiken als *endless becoming* wie von Schatzki beschrieben (2002, 233). Laut Orlowski (2002, 251) folge daraus für Fragen nach Wissen in Organisationen, dass nicht mehr von Wissen (*knowledge*) als Substantiv, sondern eher von Wissen (*knowing*) als Verb gesprochen werden müsse¹⁰. Wissen sei kein stabiler, anhaltender Zustand, sondern eine laufende soziale Leistung, konstituiert und re-konstituiert in den alltäglichen Praktiken: »Because it is enacted in the moment, its existence is virtual, its status provisional« (2002, 252f). Dies gelte sowohl für kompetent ausgeführte (Arbeits-)Prozesse mit einer genauen und eingegrenzten Lokalität als auch für geografisch

⁹ Ganz im Sinne Blumers *sensitizing concepts* (Blumer 1954, 7f).

¹⁰ Sie hebt dabei aber hervor, diesen Wechsel hätten vor ihr schon mehrere Autor*innen (z.B. Polanyi, Ryle) zumindest ansatzweise vollzogen.

verstreute Prozesse komplexer Organisationen. Die Kompetenz¹¹ von Organisationen, komplexe Vorgänge über Raum und Zeit hinweg abzuwickeln, fuße in den alltäglichen Praktiken und Handlungen und könne wie alle anderen Prozesse auch als aufgeführte und durchgesetzte (*enacted*) Fähigkeit angesehen werden, als spezifische und anhaltende Ausführung (2002, 269).

In diesem Verständnis seien Kompetenzen, kompetentes Agieren und Wissen oder auch das Wissen als Verb wie flüchtige und vergängliche Leistungen, die nicht unmittelbar zur Verfügung stehen, transferiert oder mitgeteilt werden können. Da (zu) wissen erst in und durch die spezifischen Praktiken (etwas zu) wissen sein könne, könne es auch nicht von diesen spezifischen Praktiken herausgelöst und als dieses spezifische (zu) wissen anderen Praktiken unvermittelt zugeführt werden.¹² (Zu) Wissen und kompetent zu agieren würden keine Form besitzen, die sie transportierbar machen. Diese Eigenschaft spricht Orlikowski gerade einmal Daten und Informationen zu, und selbst diese könnten nur in seltenen Fällen unvermittelt und direkt geteilt werden. Wie kann (zu) wissen dann zwischen den Praktiken hin und her wandern?

»Rather, sharing ›knowing how‹ can be seen as a process of enabling others to learn the practice that entails the ›knowing how‹. It is a process of helping others develop the ability to enact – in a variety of contexts and conditions – the knowing in practice« (2002, 271).

Dieser Perspektivenwechsel ist auch für die untersuchte Fallstudie von Relevanz, besonders wenn es um die Frage geht, wie die beteiligten Forscher*innen Erfahrungen, die sie im Rahmen ihrer akademischen Ausbildung und in vorangegangenen Arbeiten sammeln konnten, in die Erhebungen einfließen lassen können bzw. müssen. Darüber hinaus wirft er auch ein anderes Licht darauf, wie Zahlen und Statistiken außerhalb ihres unmittelbaren Produktionszusammenhangs Bedeutung gewinnen können, wenn ihnen – wie hier angenommen – kein Erklärungspotenzial intrinsisch zu eigen sein kann.

11 Die Gleichsetzung von Kompetenz mit Wissen basiert auf dem kulturtheoretischen Verständnis von Wissen als Voraussetzung oder Befähigung zum Handeln, welches Orlikowski aufbauend auf Ryle auch ihrem Text zugrunde legt: »knowledge is essentially a ›knowing how, a capacity to perform or act in particular circumstances« (2002, 251).

12 Dies gelte sowohl für Wissen als Ergebnis der Praktiken als auch für Wissen, das sich irgendwie als erfolgreich in einer spezifischen Praktik erwiesen hat und deswegen z.B. mit dem Label des Best Practice ausgezeichnet wird.

Den Fokus auf die alltäglichen Handlungen von Menschen als Zentrum sozialer Praktiken hat Orlikowski (2007) in späteren Arbeiten revidiert und den zugrunde liegenden Begriff der *social practices* durch die *sociomaterial practices* erweitert, um auf die konstitutive Bedeutung von Materialität in den Praktiken aufmerksam zu machen, ohne dem Vorangegangen komplett widersprechen zu müssen. Die konstitutive Relevanz von Materialität für das Nachvollziehen wissenschaftlicher Erzeugung von Erkenntnis stand für den Strang der Wissenschaftsforschung, der sich von normativ-positivistischen Ansätzen und sozialkonstruktivistischen Vorstellungen des *strong programme* explizit abgrenzt von Anfang an im Vordergrund (Knorr-Cetina 1995; 2001; Latour 1991; 2000; 2008b; Law 1987; 2007; Mol 2002). Die Hinwendung zu einer Auffassung von Wissenschaft als einem Set von Praktiken (Law 2004, 8) – Träger*innen der Praktiken seien dabei nicht nur die Wissenschaftler*innen, sondern auch die unterschiedlichen vorhandenen und vorhanden gemachten interessierenden Objekte sowie die technischen Geräte¹³ – prägt auch das Verständnis vom Verhältnis von sozialer Welt, Natur, Untersuchungsobjekten, technischen und anderen Geräten, Körper, Wissenschaftler*innen und Wissenschaft.

»This, then, may be a way out of the dichotomy between the knowing subject and the objects-that-are-known: to spread the activity of knowing widely. To spread it out over tables, knives, records, microscopes, buildings, and other things or habits in which it is embedded« (Mol 2002, 50).

Die Sets an Praktiken, die die Wissenschaft ausmachen, umfassen dabei einiges an Aktivitäten, Handlungen, Akteur*innen, Aktanten und deren unterschiedliche Verflechtungen in Praktiken und Ordnungen, die jeweils empirisch unterschiedlich ausfallen, allerdings, wenn die bisherigen Studien zugrunde gelegt werden, auch einige generelle Ähnlichkeiten aufweisen können. Ein zentrales Element in Knorr-Cetinas (2001) Verständnis der Generie-

13 Wie weiter oben dargestellt, unterscheidet sich das Vokabular der ANT in vielen Be- langen von dem der Praxistheorie. So würden die Vertreter*innen der ANT nicht von Träger*innen der Praktiken, sondern eher von einem *enactment* materieller und dis- kursiver heterogener Beziehungen sprechen, das die Akteur*innen und Aktanten pro- duziere und durcheinanderwerfe (Law 2007, 1). Auf diese Beziehungen zwischen den verschiedenen Elementen wird in der ANT mehr Wert gelegt als in der Praxistheorie in der Auffassung von Reckwitz und Orlikowski. Schatzkis *site ontology* (2002) bringt diesen Aspekt in der Praxistheorie stärker zum Ausdruck, bei Weitem aber nicht so radikal wie in der ANT.

rung von wissenschaftlicher Erkenntnis ist beispielsweise die Manipulation von Objekten, also das Verflüssigen und Einbetten von Objekten in verschiedene Netze aus Referenzen. Es ist eine (vermutlich) für alle Wissenschaften gängige Praktik. Das Laboratorium biete dabei durch die Rekonfiguration der sozialen Ordnungen, der Körper, der Objekte und der technischen Geräte die Möglichkeit, mit den interessierenden Prozessen, Phänomenen und Objekten nicht in ihrer Eigenzeitlichkeit arbeiten zu müssen, sondern sie auf die Tische der Forscher*innen und in eine für das Forschungsunterfangen günstigere Zeitlichkeit bringen zu können (1999, 44). Um Objekte in die Laboratorien zu bekommen, sei es laut Latour meist notwendig, *immutable mobiles* (Latour 1986) zu erschaffen, die zwischen verschiedenen Orten unbeschadet hin und her wandern können und für die interessierenden Objekte, Subjekte oder Phänomene stehen sollen, die selbst nicht transportiert werden können. Dies könne, wie bei der Untersuchung von Latour, ein Stück Erde sein, das ein Naturphänomen repräsentiert. Repräsentation ist dabei auch in einem politischen, eher denn in einem rein epistemologischen Sinne zu verstehen (Callon 1987) und könne z.B. den Urwald in die Laboratorien bringen (Latour 1996, 191ff).

Für die Fälle, in denen es nicht möglich sei, aus dem interessierenden Element oder Phänomen ein Stück herauszustechen, kommen *inscription devices* (Latour und Woolgar 1986, 51)¹⁴ ins Spiel, um ein *immutable mobile* aus einer Situation, einem Ereignis, Phänomen oder Objekt zu generieren, die selbst nicht transportierbar, zeitlich stabil, greifbar oder übertragbar seien. In einer von Karin Knorr-Cetinas (1999) Studien waren dies unter anderem die technischen Geräte in CERN, die visuelle und textuelle Ausdrücke¹⁵ über das die Wissenschaftler*innen interessierende aber äußerst kurzebige Ereignis herstellen. Auch die Sozialwissenschaften verfügen über eine große Anzahl an *inscription devices*, um unter anderem flüchtigen Momenten zeitlichen Bestand zu geben. Dazu zählen Beobachtungsprotokolle, Interviewmitschriften und Transkripte, Fragebögen in unterschiedlichsten Variationen und Formen,

14 Siehe für eine Zusammenfassung z.B. Law (2004, 20ff). *Inscription devices* und *inscribing* werden allerdings nicht nur für die Mobilmachung der interessierenden Objekte selbst verwendet, sondern ziehen sich durch alle möglichen Stadien von Forschungsprozessen.

15 Dass visuelle Ausdrücke mehr sind als reine Darstellungen, sondern ebenso als *inscription devices* angesehen werden müssen, hat Katja Mayer (2011) überzeugend dargelegt.

bei großen Erhebungen eine große Anzahl an Interviewer*innen, manche unterstützen von technischen Geräten wie Aufnahmegeräten, Fotoapparaten, Videokameras, Laptops, um Papier und Kugelschreiber zu ergänzen oder zu ersetzen (siehe dazu z.B. Konopásek 2008; Weist 2018 als auch den empirischen Teil dieses Buchs).

Inscribing verweise auf eine der häufigsten wissenschaftlichen Tätigkeiten, schließlich werde allerorts aufgeschrieben, umgeschrieben, etikettiert, gelesen oder gezeichnet. Die verschiedenen an Texten, Zahlen oder Bildern orientierten Tätigkeiten der anwesenden Menschen und Maschinen würden den Alltag an den wissenschaftlichen Stätten bestimmen. Latour und Woolgar beschreiben Wissenschaftler*innen und deren Laboratorien deshalb auch wie folgt: »a strange tribe who spend the greatest part of their day coding, marking, altering, correcting, reading and writing« (1986, 49). Ob in den Naturwissenschaften oder in den Sozialwissenschaften, die Anstrengungen würden darauf hinauslaufen, die interessierenden Phänomene oder Themen in einer spezifischen Form auf die Schreibtische zu bekommen. Als Text, Grafik, Diagramm, Zahl und Statistik¹⁶ würden sie selbst auch wieder beschriftet, zerlegt, neu zusammengesetzt und in Zusammenhang mit anderen Texten, Zahlen usw. gebracht. Die Texte, Grafiken oder Zahlen würden so zu Objekten, die immer wieder manipuliert und in unterschiedliche Netze aus Referenzen eingebettet werden (können). In diesem Sinne lasse sich auch textorientierte wissenschaftliche Arbeit als materielle, körperliche Praktik erfassen und erforschen (siehe z.B. Konopásek 2008; Wansleben 2007).

Diese Perspektive auf etwas wissenschaftlich zu wissen kann als Hinwendung zur Materialität gedeutet werden. Für das Generieren und Fabrizieren von wissenschaftlichem Wissen, Tatsachen oder Fakten kann keines der Elemente der Praktiken von vornherein als bedeutender als andere angesehen werden. Die verschiedenen auf diese Weise produzierten Objekte sind genauso zu berücksichtigen wie der Körper und der Verstand der Wissenschaftler*innen. Welches Element der Praktik eine bedeutendere, untergeordnetere, entscheidendere oder gar keine Rolle spielt, hängt allein von den Situations-

¹⁶ Diese Aktivitäten scheinen so zentral und dominant zu sein, dass ihnen in den ersten ethnografischen Untersuchungen von Laboratorien und den daraus entstandenen Texten entsprechend viel Raum und Zeit eingeräumt wurde. Knorr-Cetina (1991) widmet den Texten, die in diesen Settings entstehen, eigene Abschnitte und Kapitel und Latour und Woolgar sprechen von Laboratorien explizit als von einem »system of literary inscription« (1986, 52).

nen ab, von denen die sie betrachtenden Forscher*innen selbst auch ein Teil sind.

3.2 Etwas wissenschaftlich zu wissen und das Kreislaufsystem wissenschaftlicher Tatsachen

Um von wissenschaftlichem Wissen sprechen zu können, müssen an den spezifischen Orten, an den spezifischen *sites*, in den spezifischen Situationen – sei es in den Laboratorien der Technik- und Naturwissenschaften (Knorr-Cetina 1991; 1999; Latour 1986), in den Bibliotheken und Arbeitsstätten der Geisteswissenschaften (Wansleben 2007), an den Orten, wo Befragungen oder Beobachtungen stattfinden, an den greifbaren sowie auch virtuellen Arbeitsplätzen der quantitativen¹⁷ und qualitativen (Konopásek 2008; Weist 2018) Sozialwissenschaften, bei Konferenzen, Tagungen und Meetings, im alltäglichen Leben der Forscher*innen und darüber hinaus –, die verschiedenen Objekte und Subjekte überzeugend und erfolgreich aufgeführt (*performed*) und durchgesetzt (*enacted*) werden. Das schließt sowohl die Körper und die Geräte in ihren Interaktionen, Verbindungen und Beziehungen untereinander als auch die Akteur*innen und Aktanten außerhalb der Labore und die Verbindungen zu diesen oder deren Ausbleiben ein. Von Bedeutung sind also all die Rekonfigurationen der Objekte und sozialen Ordnungen, die Wissenschaft ausmachen (Knorr-Cetina 1999, 26). Was aber heißt erfolgreiches Aufführen und Durchsetzen? Wie wird in diesem Verständnis etwas zu wissenschaftlichem Wissen, zu einer Tatsache? Wenn das Kriterium der Wahrheit, verstanden als mit der Realität übereinstimmend, und eine soziale Determiniertheit hier nicht greifen, was bleibt dann noch übrig? Die Antwort darauf lautet: Generell gar nichts, konkret allerdings sehr viel!

Eine für alle Situationen gültige Antwort zu geben, ist nicht möglich, weil es eine Frage ist, die in Anbetracht der Situation, der Akteur*innen und der Aktanten und deren Beziehungen untereinander zu beantworten ist. Anstatt eines generellen geht es hier um ein situiertes Wissens (*situated knowledge*) (Haraway 1991). Wissen sei in diesem Verständnis dabei immer eingebettet in soziomaterielle Praktiken. Für die ANT nach Latour, Law und Callon hängt erfolgreiches Aufführen besonders davon ab, ob genügend und ausreichend

17 Z.B. für die meinem Dissertationsprojekt und diesem Buch zugrundeliegende Studie zu materiellem Vermögen österreichischer Haushalte.

starke Verbündete in den und für die Praktiken gefunden werden können (Callon 1987; Law 1987). Dabei beschränkt sich die Liste der zu überzeugenden Verbündeten nicht nur auf die menschlichen Akteur*innen. So bezieht z.B. Callon (1987) auch die Jakobsmuschel, deren rückläufiger Bestand erklärt werden soll, als Akteurin und angestrebte Verbündete in die Erhebung mit ein. Was es heißt, Verbündete*r der Praktik wissenschaftlicher Wissensproduktion zu sein, falle damit immer unterschiedlich aus.

Ob die Welt nun den Zahlen, Fakten, Tatsachen, Argumenten, Aussagen oder Kategorien entspreche, sei dann keine interessante oder interessierende Frage mehr. Damit Wissen im kulturtheoretischen Verständnis als aktive Wissensordnung sinngenerierende Handlungen überhaupt ermögliche, sei eine äußere Realität als Kontrollinstanz nicht notwendig. Selbiges gelte auch für das wissenschaftliche und sozialwissenschaftliche Wissen bzw. dafür, etwas wissenschaftlich oder sozialwissenschaftlich zu wissen. Es ist dann beispielsweise nicht relevant, ob es eine gesellschaftliche Realität gibt, die der mit Zahlen und Statistiken aufgeführten Gesellschaft entspricht, damit die in Zahlen und Statistiken aufgeführten gesellschaftlichen Verhältnisse als sinngenerierend generiertes Wissen fungieren und die Geflechte aus Verhalten und Handlungen zu Praktiken zusammenhalten können (siehe dazu z.B. Desrosières 1991; 2005; Espeland und Sauder 2007; Porter 1996; Vormbusch 2004; 2008). Die Trennung zwischen der Ontologie des draußen Seienden und der Epistemologie des das Draußen Abbildenden verliere dadurch ihre Grundlage (Mol 2002; Law 2004; Latour 2008a). Verkompliziert wird dies noch dadurch, dass – wenn der Ansatz ernst genommen wird – die durch die Praktiken hervorgebrachte Realität nicht nur als eine einfache, sondern als eine mehrfache, eine multiple Realität aufgefasst werden müsse¹⁸ (siehe dazu auch Law 2009).

Wissenschaftliches Wissen ist ohne Praktiken, deren Element es ist, nicht denkbar. Etwas wissenschaftlich zu wissen, ist an die Soziomaterialität der Praktiken gebunden, die als Wissenschaft gelten. Damit ist es nur naheliegend, auch bei wissenschaftlichem Wissen vom Substantiv Abstand zu nehmen und stattdessen von wissenschaftlich wissen als Verb zu sprechen. Dabei ist die Soziomaterialität nicht auf die spezifischen wissenschaftlichen Prak-

¹⁸ Annemarie Mol (2002) hat dies eindrucksvoll anhand einer praxeologischen Studie zur Erkrankung Arterienverkalkung in einem holländischen Spital nachvollzogen und nachvollziehbar gemacht und wie durch die verschiedenen Praktiken und *social sites* multiple Körper hergestellt werden.

tiken oder *social sites* (*Universitäten, Laboratorien usw.*) begrenzt.¹⁹ Wie die unterschiedlichen Praktiken oder *social sites* gemeinsam Wissenschaft und etwas wissenschaftlich zu wissen aufführen, ist eine empirische Frage, die nach Desrosières (1991) für die Wissenschaftsforschung und besonders für die Wissenschaftsgeschichte einen Perspektivenwechsel erfordere, der sich von Wissenschaft als Unternehmung einer geschlossenen, selbstständigen und unabhängigen Gemeinschaft oder Gruppe abwende²⁰. Diesen Perspektivenwechsel fordert auch Latour ein, um der Gefahr zu entgehen, »in eine ›sogenannte‹ internalistische Sicht der Wissenschaft zurückzufallen« (2006, 103).

Um dies weiter zu unterstreichen, bringt Latour die Metapher des (Blut-)Kreislaufsystems der Wissenschaft ein. Anhand des historischen Beispiels von Frédéric Joliot und seiner Forschung zur Kernspaltung, die nicht nur die militärische Geschichte Frankreichs und der Welt beeinflusst hat, bricht Latour die beiden Modelle des Wissenschaftsverständnisses auf, die Erkenntnis entweder als internalistisch (in der Wissenschaft selbst) oder externalistisch verankert ansehen. Beide betrachten die Wissenschaft als einen harten Kern. Das internalistische Modell geht jedoch davon aus, dass sich aus diesem Kern wissenschaftliche Erkenntnisse begründen lassen, während das externalistische Modell davon ausgeht, dass erst durch spezifische soziale Kontexte Wissenschaft in die Lage versetzt wird, Erkenntnisse hervorzubringen. Beide seien für Latour nicht angemessen, um die Forschung von Joliot erfassen zu können, diese ist ungleich komplizierter und vielfältiger.

So habe Joliot in der Zusammenfassung von Latour (2006, 97ff), um die Laborexperimente durchführen zu können, mit den verschiedensten Institutionen, Akteur*innen und Akteuren zusammenarbeiten müssen. Er stand in Kontakt mit dem französischen Kriegsministerium, mit dem *Centre National de la Recherche Scientifique* (CNRS), also mit der wissenschaftlichen Gemeinschaft in Frankreich, mit der Bergwerksgesellschaft *Unio Miniérie du Haut-Katanga*, um das Material für die Experimente im Labor zu erhalten. Wenn auch von Latour nicht ausbuchstabiert, verweist dies auch auf die kolonialistischen Wurzeln der europäischen Wissenschaft (siehe dazu z.B. Boatč und

19 Ein Argument, für das sich auch Sheila Jasanoff (2004) unter dem Label des *co-production idioms* starkmacht.

20 Beide erwähnen allerdings auch, dass diese Vorgänge nicht immer ohne Konflikte vonstattengegangen seien. So seien von den Forscher*innen Fähigkeiten und Einsatz verlangt worden, die weit über die ›reinen‹ wissenschaftlichen Tätigkeiten hinausgegangen seien.

Costa 2009; Reuter 2012), da das notwendige Material unter Zwang aus dem jetzigen Gebiet der Demokratische Republik Kongo entwendet wurde. Auch hatte er Kontakt mit der Forschungsgemeinschaft weltweit, die er beispielsweise über einen Artikel in der Zeitschrift *Nature* adressierte, von dessen Veröffentlichung ihm aber andere internationale Forscher*innen aus Angst vor einem Atomkrieg abrieten, und auch mit den Aktanten Uranoxid, Uranatom, Neutronen und schweres Wasser, ohne die ein Experiment zur kontrollierten Kettenreaktion gar nicht möglich gewesen wäre. Schweres Wasser brachte ihn, seine Forschung und seine Experimente auch in Kontakt mit der Welt der Spionage vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, da es durch seine Seltenheit zu einem relevanten Element der Politik der Kriegsvorbereitung geworden war. Um die Erkenntnisse aus den Experimenten Joliot in ihrer Gesamtheit erfassen zu können, erscheint damit eine Verkürzung auf die Forschungsseite oder die soziale und politische Seite alleine nicht angemessen. Die historische Beschäftigung mit der Forschung, mit der Mathematik, den Experimenten, den Uranatomen und Neutronen führt also auf der einen Seite, wenn es vollständig betrachtet werden soll, sowohl zur politischen Situation in Frankreich und der Welt als auch zu juristischen Fragen und Unternehmensinteressen, wenn es z.B. um die Vereinbarung mit der Bergwerksgesellschaft geht. Auf der anderen Seite führt die historische Beschäftigung mit der politischen und sozialen Situation in Frankreich und der Welt in die Laboratorien von Joliot und zur Mathematik, den Uranatomen und Neutronen.

All diese verschiedenen involvierten Atkeur*innen und Aktanten hatten allerdings nicht dieselben Interessen an der Forschung zur Kernspaltung. Dennoch mussten sie irgendwie zusammengebracht werden. Um das bewerkstelligen und das Experiment erfolgreich durchführen zu können, waren Übersetzungsleistungen notwendig. Die Bergwerksgesellschaft war an einer möglichen profitablen Nutzung des bis dahin ungenutzten Abfallprodukts Uranoxid interessiert. Das französische Rüstungsministerium an der Entwicklung einer mächtigen Waffe zur Wahrung nationaler Souveränität. Und Joliot war unter anderem daran interessiert, als erster eine erfolgreiche Kernspaltung durchzuführen. Ziel der Übersetzung musste es daher sein, das Ministerium dazu zu bringen, die Experimente finanziell zu unterstützen, und das Interesse von Forscher*innen zu wecken, die Experimente weiterzuführen. Letzteres gelang durch die »Gründung eines Laboratoriums zur Kernspaltung und die Wahrung zukünftiger nationaler Unabhängigkeit« (Latour 2006, 107). Das Ministerium forderte daraufhin ein, dass die Ergebnisse nicht nur für zivilen Nutzen, sondern auch – und wenn erfüllbar

vordringlich – zur Entwicklung von Waffen genutzt werden sollten. Auf diese Weise wurden soziale und politische in technische, und technische in soziale und politische Fragen verwandelt (2006, 119).

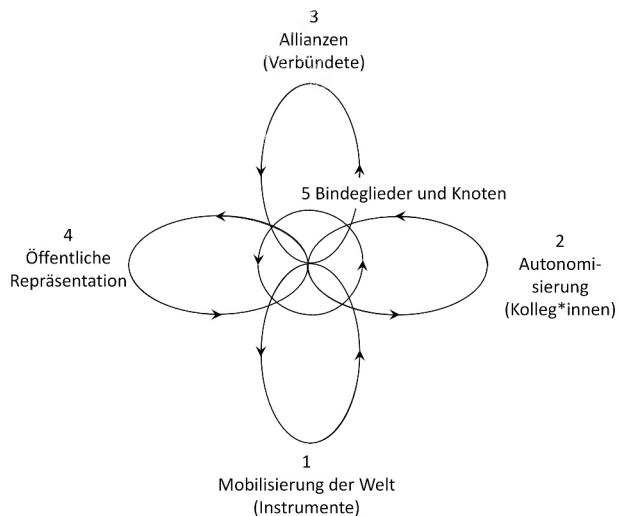
»In der Tat kann sich die Arbeit Joliot nicht auf die Besuche in Ministerbüros beschränken. Nachdem er sein Laboratorium bekommen hat, muß er *mit den Neutronen selbst* verhandeln. Einen Minister zu veranlassen, Graphitvorräte freizugeben, ist das eine. Ein Neutron zu veranlassen, genügend abzubremsen, damit es ein Uranatom trifft, so daß dabei drei andere Neutronen frei werden, ist das etwas anderes?« (2006, 108).

Für den Erfolg oder Misserfolg von Experimenten oder Forschung generell sind alle Elemente entscheidend. Aufbauend auf Joliot's Experimenten zur Kernspaltung und Kettenreaktion beschreibt Latour fünf Tätigkeitstypen, die sich als Netzwerk gedachte Knoten und Schleifen zeigen und die Wissenschaft in ihrer Arbeit berücksichtigen muss, um Untersuchungen, Experimente oder Erhebungen durchzuführen oder generell Forschung betreiben zu können: Instrumente, Kolleg*innen, Verbündete, Öffentlichkeit und Bindeglieder und Knoten. Die Bezeichnung Bindeglieder und Knoten ist ein Vorschlag für einen neutralen Ausdruck für »begrifflicher Inhalt« (2006, 120). Die fünf Tätigkeitstypen werden als kleinster gemeinsamer Nenner aller wissenschaftlichen Forschung angesehen, müssen sich aber nicht darauf beschränken. Sie passen sich immer an die gegebenen Situationen an. Sie bilden metaphorisch gesprochen ein Blutkreislaufsystem mit der Wissenschaft als Herz (Bindeglieder und Knoten). Dieses Zentrum könnte nicht überleben, wenn ihm nichts zugeführt werde und wenn es keinen Input gebe. Es hätte keine Bedeutung, wenn es nichts gäbe, wohin es etwas abgeben könne, also keinen Output hätte (siehe Abbildung 1).

Unter *Mobilisierung der Welt* fasst Latour (2006, 122) alle Hilfsmittel, Werkzeuge, Methoden, Stätten (Laboratorien oder Computersysteme) und Zugänge, um die interessierenden Phänomene fassen, erfassen, transportierbar und bearbeitbar zu machen; um zu erreichen, dass sich nicht die Wissenschaftler*innen um die Objekte drehen, wie es z.B. in einer Ethnografie der Fall ist, bei der die Forscher*innen im Feld den Akteur*innen und den Aktanten folgen, sondern die Objekte um die Forscher*innen (z.B. die Notizen aus der ethnografischen Beobachtung), die beliebig zerstückelt, kommentiert und in neue Zusammenhänge gesetzt werden können (Muckel 2011).

Zur *Autonomisierung* zählt er all jene Tätigkeiten und Institutionen, die dazu dienen, so etwas wie eine wissenschaftliche Gemeinschaft herzustellen.

Abbildung 1: Der Blutkreislauf der Wissenschaft



(Latour 2006, 121)

Tätigkeiten und Institutionen, die aus Akteur*innen Kolleg*innen machen. Für Latour bedürfe Forschung Kolleg*innen, die über die Herausbildung »eigener Bewertungs- und Relevanzkriterien« (2006, 123) so etwas wie Disziplinen, »Cliquen« oder ein »unsichtbares Kolleg« erschaffen. Eine Ansammlung an Akteur*innen, an die sich Forscher*innen real (z.B. Austausch auf Konferenzen, in Peer-Review-Verfahren) und fiktiv (z.B. beim Verfassen von Berichten über Zitate, Verweise, Hinweise) richten und an denen sie sich ausrichten können, um der eigenen Forschung Glaubwürdigkeit zu verleihen. Spezialist*innen, die Forschung sowohl kritisieren als auch aufgreifen und nutzen. Ohne Kolleg*innen und Institutionen (z.B. Universitäten, Zeitschriften), die gemeinsam für sich und nach außen hin in Anspruch nehmen, Mitglieder von Wissenschaft bzw. von bestimmten wissenschaftlichen Disziplinen zu sein, gebe es keine Tätigkeit, die als wissenschaftlich bezeichnet werden könne. Wissenschaft ist nur Wissenschaft, wenn sie als solche aufgeführt (*perform*) wird.

Die Kolleg*innenschaft allein ist allerdings nicht ausreichend, um Zugriff auf die nötigen Ressourcen für Forschungsunterfangen zu erhalten. Dafür sind *Allianzen* entscheidend. Es müssen die Gruppen und Institutionen mobilisiert werden, die über die entsprechenden Mittel verfügen. So musste Joliot Unternehmen und die Politik überzeugen. Auf die Sozialwissenschaften übertragen bedeutet das: Wer in Österreich z.B. Zugang zu Institutionen wie Schule, Polizei oder Krankenhaus erlangen möchte, um dort Beobachtungen oder Interviews durchführen zu können, muss die institutionellen Vertreter*innen (z.B. für Schulen in Wien die Bildungsdirektion, die Direktor*innen, die Elternvertreter*innen) für sich gewinnen. Sie müssen davon überzeugt werden, dass die Forschung den laufenden Betrieb nicht stört, die Ergebnisse nicht gegen die Institution verwenden werden und im besten Fall auch für sie etwas Positives herausspringt. Aber auch die Finanzierung der Forschung (z.B. über Forschungsfonds) hängt davon ab, ob die Wissenschaft die entsprechenden Entscheidungsträger*innen als Verbündete gewinnen kann. Dass diese Allianzen sehr brüchig sein können, zeigte sich 2009 in Österreich, als der damalige Wissenschaftsminister überraschend ankündigte, aus dem *Europäischen Kernforschungszentrum CERN* aussteigen zu wollen²¹.

Um dies (erfolgreich) zu verhindern, wendeten sich die betroffenen Wissenschaftler*innen nicht nur an die Politik, sondern über offene Briefe, Petitionen und Interviews auch an die Medien, die Akteur*innen außerhalb von Politik und Wissenschaft erreichen. Für Latour ist *öffentliche Repräsentation* ebenso relevant wie alle anderen Schleifen und nicht nur, um die Finanzierung der Forschung aufrechtzuerhalten:

»Diese massive Sozialisierung neuartiger Objekte – Atome, Fossilien, Bomben, Radaranlagen, Statistiken, Theoreme –, die ins Kollektiv aufgenommen werden, diese ganze wogende Unruhe und diese Kontroversen erschüttern die Alltagspraxis der Menschen und laufen Gefahr, das normale System der Überzeugungen und Meinungen umzustoßen. Das Umgekehrte wäre erstaunlich, denn wozu soll Wissenschaft dienen, wenn nicht um die Assoziiierungen von Menschen und Dingen zu verändern?« (Latour 2006, 126f).

Dies bringt Akteur*innen mit ihren unterschiedlichen Kompetenzen und Fähigkeiten zu den Wissenschaftler*innen, sodass alle einen Kreislauf bilden, gleichzeitig verlangt dieser Prozess von den Wissenschaftler*innen, so sie

²¹ Quelle: https://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXIV/A/A_00609/fnameorig_158801.html (zuletzt zugegriffen März 2022).

sich aktiv und selbst um diese Repräsentation kümmern, besondere Fähigkeiten (z.B. Übersetzen der Fachsprache in Alltagssprache). Wie auch immer sie sich im Konkreten ausgestaltet, diese Schleife ist nicht weiter von den wissenschaftlichen Inhalten, den Ergebnissen, den *Bindegliedern und Knoten* entfernt als alle anderen.

Die *Bindeglieder und Knoten* bilden die Themen, Inhalte und Ergebnisse der Forschung – die wissenschaftlichen Aussagen. Auch wenn er diese als Herz bezeichnet und in das Zentrum der Visualisierung stellt, seien sie nicht relevanter als alle anderen Schleifen im Kreislaufsystem. Sie bilden keinen unabhängigen Kern und die *Mobilisierung, Allianzen, Öffentlichkeit und Autonomisierung* deren Kontext. Ob *Bindeglieder und Knoten* – wissenschaftliche Aussagen – zu Wahrheiten, zu harten Fakten werden und zu ›Dingen‹ mit Bestand werden, hängt davon ab, ob und wie alle Elemente des Kreislaufsystems zusammenarbeiten.

Auch die von der Statistik erschaffenen ›Dinge‹ erhalten ihren Charakter als harte Fakten nicht, weil sie Realität repräsentieren, sondern weil sie mit harten sozialen Fakten verknüpft sind. In den historischen Studien von Desrosières (1991, 198) waren die harten Fakten unter anderem Institute, Gesetze und das Zollwesen. In einer Untersuchung von Sarah Igo (2007; 2011) zur frühen Geschichte der Meinungsumfragen in den USA waren es z.B. Meinungsforschungsinstitute, Zeitungen und Fernsehen. In den 1930er Jahren verband George Gallup die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten mit seinem statistischen Konzept der Zufallsstichprobe, um den Ansatz einer einflussreichen Zeitschrift, *Literary Digest*, auszuhebeln, die über Befragungen ihrer Abonnent*innen regelmäßig versuchten, Wahlausgänge vorherzusagen. Über unter anderem diese öffentlich ausgetragene Konkurrenz zwischen den beiden Herangehensweisen, wurde die Zufallsstichprobe zu der auch heute noch weitverbreiteten und bevorzugten Methode der quantitativen Umfrageforschung (Diekmann 2003, 325ff). Das ist die Art, wie statistische Dinge und Zahlen solide gemacht werden oder wie sie zusammengehalten werden (*hold together*) – ein Ausdruck den Desrosières von Latour ausgeliehen hat.

Nicht alle Zahlen und Statistiken besitzen allerdings diese dauerhaft machende Härte. So sind die Zeitungen voll von Zahlen, die nach kürzester Zeit wieder verschwinden. Welchen ›Härtegrad‹ die erhobenen Zahlen und Statistiken zu Vermögen in Österreich haben, ist Gegenstand der Untersuchung im empirischen Teil des Buches. Dabei wird sich Latours Metapher des Kreislaufsystems als hilfreich sowohl bei der Produktion als auch Analyse des empirischen Materials erweisen. Sie motivierte dazu, den Aktanten aktiv zu den

verschiedenen Schleifen und Verbindungen zu folgen, also von einer *one-sited* zu einer *multi-sited ethnography* (Marcus 1995; Hine 2007b) im Sinne von Latour überzugehen. Es war aber auch hilfreich, die Besprechung des Materials zu strukturieren und die Analysen nachvollziehbar zu machen. Für die Handhabung des empirischen Materials greife ich auf den analytischen Ansatz der *situational analysis* von Adele Clarke (2005) zurück, der im nächsten Kapitel besprochen wird.

